

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 25 (1921-1922)

Heft: 8

Artikel: Mädchenart und Bubenart : eine Studie [Schluss folgt]

Autor: Steiger-Lenggenhager, Marie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da nahm Salten das Papier auf, glättete es und las: „Der Stammhalter ist angekommen! Alles wohl. Egon.“

Und dann wieder Schweigen.

Endlich steht Salten auf und geht zu dem Freund. Er berührt ganz leise dessen Schulter und sagt mit leiser, weicher Stimme: „Glaub mir, lieber Freund, es ist besser so. Dies Telegramm kommt, wie durch eine Fügung des Himmels, zur rechten Zeit, es bewahrt dich und euch alle vor so manchen herben Enttäuschungen.“

Und Brenkendorff schwieg, aber er fühlte es, daß der Freund recht hatte. Jetzt eben erst war er aufgeweckt durch die Depesche — so lange war er blind im glücklichen Tumel umhergegangen — nun aber war mit einemmal der Schleier von allem heruntergerissen — jetzt fühlte er es, daß er ein alter Mann war. Und nun versank mit einem Schlag das ganze stolze Gebäude seiner Hoffnungen. Jetzt hatte er keinen Mut mehr zu seinem Vorhaben. Ein zwanzigjähriges Mädchen und ein Großvater — Welch ein lächerliches Unterfangen! — Nein! Nein! Jetzt war alles aus! Das fühlte er nun klar und deutlich.

Später, viel später erst, hat er sich dann in sein unabänderliches Schicksal gefunden. Denn da erst machte er die Erfahrung, daß Fräulein Zutta nicht ihn, sondern seinen Neffen Herbert liebte. Dieser Herbert war sein Mündel. Und das war also der Grund gewesen, warum das kleine Fräulein dem alten Herrn so den Hof gemacht hatte — sie wollte ihm die Zustimmung zu der Verbindung mit Herbert abschmeicheln — und er dummer, alter, täppischer Greis hatte sich einbilden können, daß das junge Kind ihm seine Liebe nicht verraten wollte! — Oh — oh — einen regelrechten Narren schalt er sich nun.

Er ärgerte sich eine Weile, daß er sich seinem alten Freund so in seiner ganzen Blöße gezeigt hatte, aber schließlich siegte der Humor. Und nun lachte er selber am meisten über seine verspäteten Uswandlungen und singt an, mit seiner neuen Würde als Großvaterchen zu kokettieren.

Mädchenart und Bubenart.

Eine Studie von Marie Steiger-Lengenhaner.

Es war natürlich ein Mädchen. Man hatte ja einen Buben erwartet, damals, als man noch, sagen wir, ein Bißchen „jung“ war in solchen Ansichten. Später, d. h. schon in der ersten Viertelstunde seines Daseins würden diese Ansichten gründlich revidiert, und noch ehe das kleine Wesen einen Tag alt war, war jedes der Eltern bei sich felsenfest überzeugt, daß es eigentlich ganz im Geheimen ja doch immer ein Mädchen gemeint und nur des andern wegen von einem Buben gesprochen hatte. Übrigens kam es ja vorläufig so gar nicht darauf an. Vorläufig war es ja überhaupt im Grunde ein neutrales Geschöpf. Und dann eigentlich, wer sagte, daß ein Mädchen unbedingt ein sanfter Engel und ein Bub unbedingt ein grober Bengel sein müßte? Müßte es da ein Entweder-Oder geben? Das kam doch ganz darauf an, wie man sie erzog. Wenn man einen Jungen nicht mit lauter Haudegenkram fütterte, ein Mädchen nicht mit eitel Puppenzeug, so gab's da überhaupt gewiß gar keinen Unterschied zwischen ihnen.

Und in der Tat, als Jung-Hedwig schon ein Jahr alt war, gab's noch

Leute, die fragten: Ist's ein Bühlein?, trotz der pfirsichzarten Wänglein, und als die Kleine anfang im Garten herumzustolpern, da hätte ein Bub nicht führner alle Hindernisse nehmen, nicht stolzer einen Klettererfolg verkünden können.

Man wurde beweglicher mit jedem Tag. Bald war es nicht mehr eine Vormittagsreise von einem Ende des Gartens zum andern, ja das Gehen war nichts mehr. Selbstzweck, war nur noch Mittel zum Zweck. Man konnte Steinchen und Blumen holen und zum Sandhaufen tragen, oh, man lernte ein Gärtlein bauen damit, mit Weglein aus bunten Kieselchen und mit farbigen Teppichbeeten aus Blumen und mit Busch und Wald aus grünem Gezweig, anfangs noch ein bißchen chaotisch, aber mit der Zeit kam unverkennbar System in die Anlage, es wurde Versailler Gartenkunst, schöne Wege mit Laubengängen, in denen zarte Pärdchen, Bewohner der Puppenstube, sich ergingen. Überhaupt die Blumen — das waren damals lebendige Wesen, nicht nur im Sinn eines Botanikers, der die physiologischen und biologischen Vorgänge im Pflanzenleben kennt und weiß, daß durch die Assimilation sich die organischen von den unorganischen Dingen unterscheiden, die lebenden von den toten. Nein, obwohl später in der Verwandtschaft gemunkelt wurde: das gibt einmal eine Gelehrte, so ist doch daran zu zweifeln, daß der Kleinen damals schon der Begriff der Assimilation geläufig war. Aber lebendig waren die Blumen wohl für sie, das heißt, sie verstanden alles, was man zu ihnen sagte, und sie führten selber eine Sprache, eine wunderfeine und zwar in der Kindermundart der Dreijährigen, ja sogar in der ihr eigenen Mundart der Gallusstadt, daß man sich so gut mit ihnen unterhalten konnte wie kaum mit der eigenen Mutter, die doch sonst so vieles erriet, was man noch nicht auszudrücken vermochte. Und auch mit dem Brünnlein hinterm Haus gab's kein Ende; das wußte jeden Tag und alle Stund etwas Neues und die Kleine wußte auch immer etwas Neues mit ihm anzufangen, aber der Mutter gefiel diese Abwechslung nicht wunderlich, denn dabei mußte sie der Kleinen auch immer was Neues anziehen. Und dann waren ja da noch die Puppen, die sich von allen Seiten eingestellt — die schöne Eisenbahn blieb meistens unbeachtet, — soviel lebendiges, junges, frisches Leben um diese zwei kleinen unruhigen Beinchen herum. Wenn aber Regenwetter einen drinnen in der Stube beim Bilderbuch festhielt, oh bei den lieben kleinen Wiesenzwergen, dann konnte es herunterplätschern, so viel es wollte, man sehnte sich nicht hinaus, keinen Augenblick, man sah sich nicht satt an den lieblichen Bildern, die man alle schon längst auswendig hätte zeichnen können, wenn man überhaupt zeichnen könnte; am allerliebsten aber beschauten man das Bild mit dem Hochzeitszug. Ei, und dann die Bilder der Blumenmärchen — Märchen! Warum die großen das nur Märchen nannten — gab es etwas Wahreres, Wirklicheres als diese Bilder, diese Verse, wo die Blumen sprachen und handelten wie Menschen? Die dummen Großen. Man versuchte sich auch selber mit dem Stift: Blumen und Blumen, und manchmal auch Kinder, Elfenkinder meist.

Hie und da, selten genug, etwa wenn das kleine Jüngferlein neue Schühlein haben mußte, nahm einen die Mutter auch mit in die Stadt hinunter. Und dort geberdete man sich, so leicht man sonst zu meistern war, sehr wild. Die Trambahn, die vielen Fuhrwerke, all die Menschen,

die vielen Wunderdinge, die da hinter den mächtigen Scheiben ausgestellt waren, der Lärm und all die Dinge, die man in seinem stillen Garten nie zu hören und zu sehen bekam, verwirrten einem das kleine Köpfchen, man wurde dann ganz ausgelassen, lief kreuz und quer über Straße und Fahr-damm allen Leuten in die Beine, daß Mutter ihre liebe Not hatte und froh war, wenn sie einen glücklich wieder zu Hause hatte am Berg oben. Und im Grund war man selber froh, so sehr man derlei Unterbruch des täglichen Einerlei's zu schätzen wußte, ja, man war doch froh, wieder zu seinen lieben gewohnten Spielsachen sich zu sehen und zu denken, daß all der Trubel dort unten eine andere und ferne Welt sei, die einen zum Glück im Grund nichts anginge. Da, die Mutter wunderte sich im geheimen manchmal darüber, daß man gar nicht mehr davon sprach, sobald es hinter einem lag, wie wenn man froh wäre, es zu vergessen. Nur daß man sehr glücklich ist über die neuen glänzenden Schühlein, über das weiße Spitzen-träglein, das Mutter gekauft und über die himmelblaue Haarschleife und daß man mit diesen Herrlichkeiten angetan nicht vom Spiegel wegzu bringen ist, wie man überhaupt gern sich jedes bunte Fetklein, jedes Band, dessen man habhaft, umhängt, was der Vater denn doch schmunzelnd und ein bisschen boshaft als „speziell w e i b l i c h e Eigenart“ bezeichnet, während Mutter immer noch dabei bleibt, daß es eigentlich ebenso gut ein Bub sein könnte seinem ganzen Wesen nach.

Inzwischen war aber auch wirklich ein Büblein angekommen, das jedoch in den ersten Monaten seines Lebens so elend war, daß die Eltern lange fürchteten, es möchte ihnen wieder entwinden. Darum wurde es im ersten Lebensjahr Körperlich recht verzärtelt und es war also kein Wunder, daß oft gefragt wurde: Ist's ein Mädchen? langte es doch nach einer Puppe ebenso begehrlich wie einst seine Schwester. — Nach und nach wuchs aber auch der Bub aus diesem neutralen Stadium heraus. Er lernte sich auf seinen zwei Füßchen bewegen, und ehe er zwei Jahre alt war, lernte er auch etwas, das seiner Schwester nie eingefallen war: er stampfte mit diesen zwei Füßchen sehr nachdrücklich auf den Boden und wenn das nicht half, um die Mutter gefügig zu machen, so legte er sich hin und strampelte und ließ sich schleifen. So, jetzt wußte die Mutter, daß sie einen Buben hatte, einen „männlichen Willen“, der nicht so lenksam war wie der schwesterliche. Immerhin — er tat das nur zweimal; man muß doch alles versuchen, nicht? Es hätte ja auch gelingen können, nicht? Er konnte ja nicht zum Voraus wissen, daß seine Mutter solche Auszerrungen männlicher Energie und „Willensstärke“ nicht besser zu schätzen wußte und mit so empfindlichen Klapsen, die ersten, die er erhielt, belohnen würde (es blieben dafür auch beinahe die einzigen). Wie leicht hätte doch das Experiment auch gelingen können und dann hätte er gewonnenes Spiel gehabt, nicht? Nun also, wenn die Mutter das so auffaßte, so ließ man's eben bleiben. — Man war ja auch noch klein, und gelegentlich passierten einem Dinge, die zwar nach Mutters Ansicht einem eigentlich nicht mehr passieren sollten, jetzt wo man eben zwei Jahr alt geworden und „schon so ein großer Bub“ war. Das ging jetzt entschieden schon an die Ehre. Und an der Ehre ist man sehr empfindlich. Daher, wenn's einem im Eifer des Spiels halt doch einmal passiert ist, geht man in aller Stille und Unbemerkttheit hinaus in die Rüche, holt den Putzlappen, fährt damit etlichemal an einer gewissen Stelle

des Bodens herum, an der man vorhin beim Spiel gestanden hat und trägt ihn wieder zurück, alles ohne ein Wörtlein verlauten zu lassen. War das Schwestern je eingefallen? „Männliches Ehrgesühl“. Und wie war's mit dem Rügg? Ach ja, die Mutter muß es schamrot gestehen, daß er dieses Schandmal mütterlicher Schwäche gelegentlich buchstäblich im Munde führte. Der großen hatte man ihn ja längst gewaltsam entzogen, aber der kleine, der immer mit der Nahrung etwas kurz gehalten werden mußte, bekam ihn gelegentlich als Appetitstiller. Von dem Augenblick an, wo dem kleinen bei Anlaß eines Besuches klar wurde, daß etwas Ehrenrühriges daran flebe, verschwand er, wenigstens tagsüber; nachts zum Einschlafen blieb er noch kurze Zeit im Auge. Und wie oft war der Großen gesagt worden: „Aber schäm dich, so ein großes Mädel!“

(Schluß folgt).

Bücherschau.

„Das Marienbüchlein“. Verlag von Julius Hoffmann, in Stuttgart. 60 Meisterwerke der Kunst mit einleitenden Versen von Joseph von Eichendorff. Preis geh. M. 5,50, geb. M. 7.—. — In der Madonna mit dem Kinde hat die bildende Kunst ein Motiv gefunden, das an menschlichen und künstlerischen Werten seinesgleichen nicht mehr hat. Doppelt stark empfinden wir seine Fruchtbarkeit, wenn hier vom Schönsten und Höchstlichen aus dem zerstreuten Schatz gesammelt und sinnvoll geordnet uns vor Augen geführt wird. Blüten im wahrsten Sinn des Wortes muß man diese herrlichen Schöpfungen nennen: was nur Edles, Erhabenes, Höchstvolles, Einiges und Zartes, Tieftes und Reinstes in der menschlichen Seele geboren wurde und in den göttlichen Formen der Kunst je Gestalt annahm, das tritt uns aus diesen Marienbildern lebendig und reif entgegen. Wer könnte sie ohne Entzücken betrachten, diese fast kindlichen Madonnen Botticellis, ganz Andacht und himmlische Ruhe unter seidenen Schleiern und Aureolen; die hoheitsvolle Frauenwürde bei Leonardo, die sanfte Weichheit und unübertreffliche Formenschönheit bei Raffael, die himmlische Glorie und Beseligung bei Correggio, die herbe und schlichte Schönheit mütterlichen Adels bei den niederländischen und deutschen Malern: bei Roger v. d. Weyden, Cranach, Memling, Dürer, und endlich die weltlich freie, prachtliebende Art eines van Thiel und Rubens. Was für ein üppiger Reichtum auch an rein malerischen Wirkungen in Gewändern und Ausstattungen, fein abgewogenen Gruppierungen und Bewegungen sowie in lieblichen Szenen, unter denen die sorgliche, zarte Mutterliebe über dem schlafenden Kinde besonders lohnend und vor allen beliebt ist.

„Mine“, Lebensgeschichte Frau Adolf Hoffmanns. Herausgegeben von ihren Kindern. 320 Seiten mit 4 Kunstdruckbeilagen. Preis in Satin gebunden M. 8,50. — Wo viel Licht, da ist auch Schatten vorhanden, und wenn ein Mensch, innerem Drange folgend, sich dem Wohle seiner Mitbürger opfert, ja aufopfert, setzt die Kritik ein. Auch die vor einem Jahr verstorbene Frau Adolf Hoffmann hat es in ihrem arbeitsreichen Leben erfahren müssen, was „Verkanntwerden“ bedeutet. Doch nicht das schildert uns das Buch, sondern wie diese innerlich so starke Persönlichkeit, mit ihren ausgeprägten Charakterzügen, geworden. Ernst und heitere Episoden, wechseln ab, aus Frankreich: ihrem Geburtsland, aus der Schweiz: ihrem Jugendland, aus Deutschland: dem Land der jungen Liebe, wiederum aus der Schweiz und den benachbarten Ländern: in ihrer rastlosen Tätigkeit, als Pensionsmutter, als Schriftstellerin, als Rednerin. Wie miterlebt man dieses Leben und freut sich und wird dankbar, eine solche Mütterpilgerin in seiner Mitte gehabt zu haben, und wie mancher Kritiker wird sein Urteil ändern, wenn er die Segensspuren dieser Frau und Mutter verfolgt.

Franz von Assisi. Legenden vom heiligen Franz. Übertragen von Karl Toth. Bilderdruck von Maximilian Liebenwein. Amalthea-Verlag in Zürich, Wien und Leipzig. Um billigen Preis gibt der Amalthea-Verlag hier ein